



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

flüchtig ihre künftige Wohnstätte und fühlte sich beruhigt, als sie sah, daß es ein ganz gemüthlicher kleiner Raum war. Ohne die Jacke auszuziehen, setzte sie sich an das offene Fenster und sah zwischen den Häusern und Höfen durch, wo sich die Aussicht auf eine kleine Dorfkirche in der Ferne erschloß.

Sie sah, daß es schon spät war, sprang schnell auf und machte hastig Toilette — es war die höchste Zeit. Schnell auf den Boden hinaus, wo sie ein lebendes Wesen mit der gewöhnlichen Anzahl Arme und Beine sowie einem roten Haarbüschel die Treppe mehr hinabverschwinden hörte als sah.

Nicht ohne Herzklopfen ging sie denselben Weg.

Und einen Augenblick später hielt sie ihren Einzug in der Familie.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs-Spiegel. Von Wien her macht sich das Bestreben bemerkbar, den Besuch des Königs von England beim Kaiser Franz Joseph weniger im Licht einer persönlichen Huldigung zum fünfundsiebzigsten Geburtstag erscheinen zu lassen, als vielmehr von dem Wunsche getragen, die Vermittlung des ehrwürdigen Verbündeten Kaiser Wilhelms zur Herstellung freundlicherer Beziehungen zwischen diesem und seinem britischen Oheim in Anspruch zu nehmen. Die Neue Freie Presse hat diese Note zuerst angeschlagen, und in einer Wiener Korrespondenz der Germania klingt sie weiter. Weder zwischen dem Berliner und dem Londoner Hofe noch zwischen der deutschen und der englischen Regierung bedarf es einer Vermittlung. Dem König Eduard stehn Wege genug zu seinem kaiserlichen Neffen offen, und für eine dem Londoner Kabinett erwünschte Besserung der deutsch-englischen Beziehungen reichen die beiderseitigen diplomatischen Vertretungen vollkommen aus. Es ist nicht recht klar, welche Rolle Kaiser Franz Joseph dabei übernehmen sollte, der von dem deutschen Kaiser nur erfahren könnte, daß die Verschlechterung der Beziehungen nicht von Deutschland ausgegangen ist. Auch weiß nach Kaiser Wilhelms Besuch in Kopenhagen König Eduard ebensogut wie Kaiser Franz Joseph, daß an der Bereitwilligkeit Deutschlands, das Verhältnis zu England freundlicher zu gestalten, auch für den englischen Hof kein Zweifel zulässig ist. Bedürfte es dazu einer fürstlichen Persönlichkeit, so wäre König Christian in diesem Falle doch vielleicht die berufnere als Kaiser Franz Joseph. Aber wie gesagt, es ist keine Vermittlung nötig. Eine Erklärung an den deutschen Botschafter in London oder eine Mitteilung des englischen Botschafters in Berlin würde vollkommen ausreichen, daß die britischen Botschafter in Paris, Wien, Petersburg, Washington und Tokio angewiesen seien, die bisherige Methode der Vertretung der englischen Interessen, die den Gegensatz gegen Deutschland zur Richtschnur hatte, aufzugeben und die Erfüllung ihrer diplomatischen Obliegenheiten im möglichsten Einvernehmen mit der deutschen Vertretung zu suchen. Von dem Augenblick an würde die Lage selbstverständlich sofort eine andre sein, gleichviel ob sich die beiden Monarchen jetzt sähen oder nicht. Denn auch bei einer Begegnung am Rhein, die bis jetzt keineswegs wahrscheinlich ist, bliebe auf der deutschen Seite die berechtigzte Forderung eines Besuchs des Königs in Berlin oder in Potsdam bestehn. Jedemfalls ist aus den deutsch-englischen Verhältnissen zu entnehmen, daß verwandtschaftliche Beziehungen und Monarchenbegegnungen im Leben der Völker doch nur den Wert und die Bedeutung haben, die man ihnen durch Tatsachen beilegen will.

Sehr erwünscht wäre es freilich, wenn Kaiser Franz Joseph seinen erlauchten Gast in Tisch davon überzeugt hätte, daß niemand in England sich über den Ber-

fall Österreichs graue Haare wachsen zu lassen brauche, und daß die englischen Botschafter also auch nicht nötig haben, andre Regierungen mit der Behauptung zu beunruhigen, daß Deutschland die Einverleibung mindestens der deutschen Teile der habsburgischen Monarchie mit Einschluß von Triest plane. Das ist nicht nur von der französischen und der englischen Presse, sondern auch von amtlichen diplomatischen Vertretern Großbritanniens in aller Form behauptet und ausgesprochen worden, freilich ohne daß sie damit Glauben gefunden hätten. Allerdings scheint es in England eine nicht geringe Anzahl politischer Persönlichkeiten zu geben, die eine dereinstige Annexion der deutschen Landesteile Österreichs an das Reich als eine für Deutschland unvermeidliche Notwendigkeit ansehen, der wir uns gar nicht entziehen könnten, auch nicht, wenn wir es wollten, und daß demnach die andern Mächte dieser unabweislich bevorstehenden Veränderung des europäischen Gleichgewichts gegenüber ihre Vorkehrungen zu treffen hätten. Daß ein Deutschland unter Preußens Führung an einen solchen Schritt gar nicht denken kann, der nicht mehr und nicht weniger bedeuten würde als ein Aufgeben des heutigen Reichsgedankens, ist jüngst mit voller Deutlichkeit in der Öffentlichkeit dargetan worden. Hoffentlich hat König Eduard in Nisch Gelegenheit gehabt, sich über die Unfruchtbarkeit solcher Ideen aufzuklären.

Die übertriebene Meldung über eine Konferenz des Reichskanzlers mit dem österreichischen Botschafter ist anscheinend geeignet, jenen Wiener Kombinationen Vorschub zu leisten. Möglich, daß von der deutschen Seite Anlaß genommen worden ist, dem verbündeten Österreich-Ungarn amtlich die Auffassungen mitzuteilen, die den erwähnten englischen Ausstreuungen gegenüber diesseits ausgesprochen worden sind. Das Bismarckische Wort: „Wenn Österreich nicht da wäre, müßte man es schaffen,“ wird auch in Zukunft für die deutsche Politik Geltung behalten. Es ist also selbstverständlich, daß die Erhaltung der Integrität Österreichs auch zu dem politischen Programm der uns befreundeten und verbündeten Mächte, die Österreichs Nachbarn sind, gehören muß, und man geht sicherlich nicht fehl in der Annahme, daß in dieser Hinsicht bindende Verabredungen bestehen. Daß Rußland irgendein Bedürfnis hätte, seinen polnischen Besitz noch zu vergrößern, ist wohl ohnehin ausgeschlossen, aber auch Italien wird sich bescheiden und auf die italienischen Provinzen Österreichs ebenso verzichten müssen wie Deutschland auf die deutschen Landesteile der habsburgischen Monarchie. Die andern europäischen Mächte haben somit nicht nur keine Ursache, gegenüber einer bei Deutschland vermuteten Bedrohung des europäischen Gleichgewichts neue politische Gruppen zu bilden, sondern im Gegenteil: Deutschland hat dafür gesorgt, daß jede Bedrohung dieses Gleichgewichts von anderer Seite ausgeschlossen bleibt. Also auch Versuche, eine solche Bedrohung zur gegebenen Zeit zu veranlassen, die von dem einen oder dem andern Kabinett in Europa unternommen werden könnten, würden völlig aussichtslos sein. Es ist dafür gesorgt, daß die Intriguen, die man Deutschland gern zuschreiben möchte, sich auch andre Leute versagen müssen. So wenig Deutschland daran denkt und denken kann, alles Land, soweit die deutsche Zunge klingt, unter dem deutschen Bepter zu vereinigen, so wenig darf sich Italien mit den Bestrebungen der Italia irredenta identifizieren. Das würde eine ernste Gefahr für den europäischen Frieden sein.

Im übrigen bietet die Lage der Handelsvertragsbeziehungen zwischen den beiden Reichen bei den innern Verhältnissen in Österreich-Ungarn hinreichend Anlaß zu Verhandlungen, aber auf der deutschen Seite besteht auch in dieser Hinsicht der Wunsch, die Schwierigkeiten, mit denen Kaiser Franz Joseph in den beiden Reichshälften zu kämpfen hat, so wenig wie möglich zu vermehren. Das Deutsche Reich wird immer in aller und jeder Beziehung der Freund seiner Freunde sein.

Inzwischen nähert sich die englische Flotte den deutschen Küsten. König Eduard soll ihr den Wunsch mit auf den Weg gegeben haben, daß ihr Erscheinen vor Swinemünde und vor Danzig den Ausgangspunkt zur Besserung der Beziehungen

zwischen beiden Ländern bieten möchte. Andererseits ist von dem Kommando der Kanalslotte dem deutschen Marineattaché in London ausgesprochen worden, daß die Flotte in der Ostsee keine Besuche machen, sondern nur üben solle, man habe an Festivitäten für dieses Jahr mehr als genug gehabt und sei davon ermüdet. Alle Begrüßungen werden sich deshalb in einem bescheidenen Rahmen halten, aus diesem Grunde kommt die Flotte auch nicht nach Kiel. Unsere Flotte ist im vorigen Jahre in Plymouth sehr freundlich und gastfrei aufgenommen, bei ihrer Ankunft auch von einem Adjutanten des Königs in dessen Auftrage begrüßt worden. Diese Tatsache steht noch in zu frischer Erinnerung, als daß sie um politischer Verstimmungen willen, die eigentlich keine sind, ignoriert werden könnte.

Swinemünde steht ebensowenig wie Weichselmünde unter der Marine, sondern unter einer Kommandantur der Landarmee, der Hafen unter den preußischen Hafenbehörden. Vielleicht wäre es nützlich, wenn dem Kommandanten ein gewandter Seeoffizier beigegeben würde, ebenso in Weichselmünde, das unter der Kommandantur Danzig steht. Bei allen Marinen spielen die Formen im internationalen Verkehr eine große Rolle, und es wäre gerade bei der freundlichen Aufnahme, die unsere Flotte jederzeit in England gefunden hat, gewiß nicht erwünscht, wenn aus Unkenntnis oder Versehen Verstöße in der Form vorkämen, für die man hinterher um Entschuldigung bitten müßte. Ob Admiral Wilson seine Offiziere oder Mannschaften über den notwendigen dienstlichen Verkehr landen lassen wird, hängt von mancherlei Umständen ab, doch darf von dem Takt der Einwohner und auch der Badegäste erwartet werden, daß sie es den Engländern gegenüber an der internationalen Höflichkeit nirgend fehlen lassen werden. Swinemünde hat einen Kommandanten, aber an Garnison nur ein Bataillon Fußartillerie, das jüngst vor dem Kaiser seine Schießübungen abgehalten hat. Die Infanteriebesatzung vom 42. Regiment, die es früher hatte, ist nach Greifswald verlegt worden; jetzt ist eine Infanteriegarnison nur als Kriegsbefatzung in Aussicht genommen. Von der Garnison können mithin größere Veranstaltungen zu Ehren etwaiger englischer Gäste nicht geschehen. Swinemünde hat jedoch als Badeort manche Gelegenheit, den an Land kommenden britischen Offizieren und Mannschaften Annehmlichkeiten zu bieten. Jedenfalls wäre es ein grober Fehler, die politischen Verstimmungen, die zurzeit zwischen den beiden Ländern bestehen, die einzelnen Engländer fühlen zu lassen, die doch nicht freiwillig, sondern im Dienst ihrer Flagge an die deutsche Küste kommen. Eine „würdige Zurückhaltung,“ wie einzelne Blätter empfehlen, wäre schwerlich am Plage. Ob einzelne englische Admirale und Seelords gegen Deutschland gesprochen und geschrieben haben, kann dabei gar nicht in Betracht kommen; jedenfalls wäre es nicht Aufgabe einer kleinen Provinzialstadt, im Gegensatz zu der amtlichen Politik des Landes dem Auslande gegenüber zu demonstrieren. Das Seemannslos ist ein so hartes und ernstes, daß er auf die Gastlichkeit aller fremden, nicht feindlichen Küsten von alters her Anspruch hat; es würde kein Ehrentitel für Deutschland sein, das Beispiel der Ungastlichkeit gegeben zu haben. Wir wollen doch wohlgezogene Leute sein und unsern Platz zwischen den großen Nationen auch hierin ebenbürtig behaupten.

In der marokkanischen Angelegenheit ist die deutsche Erwiderung auf die französische Note fertig; die Übergabe wird entweder schon geschehen sein, wenn diese Zeilen in Druck erscheinen, oder doch nahe bevorstehen. Deutschland hat die ehrliche Absicht, in Marokko mit Frankreich Hand in Hand zu gehen, soweit das ohne Preisgebung deutscher Interessen für Gegenwart und Zukunft möglich sein wird; es ist das wohl das beste Mittel, für fremde Intriguen keinen Raum zu lassen.

Dem Straßburger Katholikentage ist diesmal nicht nur die Gnesener Kaiserrede vorausgegangen, sondern auch noch die öffentliche Kundgebung der Erzbischöfe von Köln und Breslau in demselben Sinne. Vielfach ist man davon überrascht gewesen, daß sich der Kaiser die Worte Leos des Dreizehnten jahrelang gleichsam für eine gute Gelegenheit aufgehoben hat. Ein nachhaltiger Eindruck auf die pol-

nische Bevölkerung wird — das beweist schon die Haltung der polnischen Presse — leider nicht zu erwarten sein. Vielleicht wäre es recht zweckmäßig gewesen, die Rede in allen Gemeinden von Posen, Westpreußen und Oberschlesien in deutscher und polnischer Sprache amtlich anschlagen zu lassen, wozu es auch wohl jetzt noch nicht zu spät ist. Sonst bleibt die Regierung für die Verbreitung einzig auf die feindliche polnische Presse angewiesen, und in die breitesten Schichten dringt sie überhaupt nicht. Der Nachfolger Leos des Dreizehnten denkt sicherlich dem Kaiser gegenüber nicht anders als sein Vorgänger. Will er aber seiner Ansicht und den Worten des heimgegangnen Papstes Geltung verschaffen, so wird der Druck von Rom aus auf die Diözese Posen-Gnesen viel stärker sein müssen. Tatsächlich bereitet sich das Polentum in nachhaltiger Organisation auf Kampf und Widerstand vor. \*g\*

P. Denisle. Von katholischer Seite geht uns die Nummer 151 des Mainzer Journals zu, aus der wir ersehen, daß die Universität Cambridge dem in der letzten Zeit viel genannten päpstlichen Archivar eine Ehrung zugebacht hat, um die er durch den plötzlich eingetretenen Tod gekommen ist. Am 14. Juni sollte er zum Ehrendoktor promoviert werden. Die lateinische Ansprache des Promotors, die schon entworfen war, und die das genannte Blatt abdruckt, zählt die Früchte der Forschungsarbeit des gelehrten Dominikaners auf und erwähnt auch das Lutherwerk mit den Worten: Martinum Luther, ab eodem ad fidem monumentorum depictum, ohne eine kritische Bemerkung beizufügen. Wir bezweifeln die Gelehrsamkeit Denisles und seine Verdienste um die Quellenforschung auf mehreren Gebieten der mittelalterlichen Geschichte so wenig, daß wir uns sogar für inkompetent erklären, sie zu würdigen. Trotzdem bleiben wir dabei, daß ihm die Würde eines Historikers im höchsten Sinne des Wortes abgesprochen werden muß, weil er es fertig bringt, die größte und heilsamste weltgeschichtliche Begebenheit der letzten vier Jahrhunderte, die Gründung des Protestantismus, auf die Schlechtigkeit eines verdorbenen Mönchs zurückzuführen. Leute von solcher Blindheit dürfen sich nicht darüber wundern und beschweren, wenn ein Hoensbroech in der ganzen Geschichte des Papsttums, ein Haedel im ganzen Christentum nichts als einen greuelvollen Unsinn findet. Daß die protestantische Universität Cambridge die wirklichen Verdienste Denisles um die gelehrte Forschung anerkennt, ist in Ordnung. Daß sie sich auch durch das Lutherwerk nicht abhalten läßt, diese Verdienste mit ihrem höchsten akademischen Grade zu ehren, macht ihrer Gerechtigkeit und Vorurteilslosigkeit Ehre. Die Art und Weise aber, wie der Promotor dieses Werk erwähnt, können wir uns trotz der eigentümlichen Beschaffenheit des englischen Protestantismus und der Abneigung der heutigen respektablen und präden Engländer gegen Luthers Redeweise nur dadurch erklären, daß der Herr das Werk — nicht gelesen hat.

Nachträgliche Bemerkungen zum „Geigenbau.“ Seit einiger Zeit sind in verschiedenen Zeitungen Abhandlungen erschienen über das Verhältnis alter und neuer Geigen, so auch vor einigen Wochen in den Grenzboten. Der Aufsatz ist höchst interessant und entspricht der Hauptsache nach den Anschauungen, die ich schon im vorigen Herbst zu Papier gebracht habe, die aber leider erst am 13. Juni in der ersten Abendbeilage der Leipziger Zeitung zum Abdruck gelangt sind.

Da die Angelegenheit allgemeines Interesse hat, dürfte es geboten sein, dem erwähnten Aufsatz der Grenzboten noch einige Erläuterungen und nicht unwesentliche Bervollständigungen zuzufügen.

Während im Mittelalter die Viola da gamba (unser Cello) und die Viola da braccio (Bratsche) herrschten, suchte man im fünfzehnten Jahrhundert Instrumente mit höherer Tonlage herzustellen. Als die ersten Erbauer solcher Instrumente gelten J. Kerlino (1449) in Brescia und Pietro Dardelli in Mantua. Bessere Instrumente lieferte Kaspar Duffenpruggar in Bologna (1516), von dem noch ein paar

Instrumente existieren, die im Format etwas größer als unsre heutigen Geigen, doch sonst in Bauart und Klang diesen sehr ähnlich sind. Von nun an verbreitete sich die Kunst des Geigenbaues immer mehr in Italien. Es entstand zunächst die Schule von Brescia mit Gaspar di Salo (1560 bis 1610) und S. Paolo Maggini (1590 bis 1640), deren Geigen noch heute wertvoll sind. Die höchste Bedeutung erlangte die Schule von Cremona mit Andreas Amati (1520 bis 1580), Hieronymus, Antonius und Nikolaus Amati (1596 bis 1684), von denen der letzte die besten Instrumente lieferte, die sich besonders durch kräftigen Ton auszeichneten. Ferner sei erwähnt: Andreas Quarnerius, Paolo Gramino und vor allem Antonio Stradivari (1644 bis 1736) sowie des Andreas Quarnerius Söhne und Schüler, Joseph Quarnerius, Karlo Bergonzi, Peter Quarnerius (1690 bis 1725) und besonders der berühmte Joseph Antonius Quarnerius. Außer den Genannten gab es noch eine große Anzahl Geigenbauer, so zum Beispiel in Mailand, Piacenza (Joh. Bapt. Duadagnini 1755 bis 1785), Mantua und Venedig.

Aus den Werkstätten dieser Meister, die streng abgeschlossene Zünfte hatten, gingen außerordentlich viel Instrumente hervor, sodaß sie anfänglich wenigstens die ganze Welt damit versorgen konnten. Die alten Meister arbeiteten im allgemeinen sehr sorgfältig und beachteten besonders die Güte des Holzes. Namentlich achteten sie genau darauf, zu welcher Jahreszeit die Bäume gefällt, und daß sie dabei nicht geworfen, sondern an Stricken befestigt langsam herabgelassen wurden, indem sie annahmen, daß durch den Fall im Holze kleine, dem Auge unsichtbare Risse entstünden, die die Tonbildung beeinträchtigten. Auch durften die Brettchen nicht gesägt, sondern mußten vorsichtig herausgespalten werden, damit bei der Bearbeitung die Kontinuität der Fasern erhalten blieb.

Die Geigen hatten für die damaligen Verhältnisse einen hohen Wert und waren sehr begehrt; wie sie jedoch kurz nach ihrer Herstellung wirklich geklungen haben, darüber ist nichts sicheres zu ermitteln, da jeder Vergleich ausgeschlossen war. Nach spätern Beobachtungen dürfte man aber annehmen, daß ihr Ton anfänglich nicht besser war als der jetzt von erfahrenen Meistern und aus ausgewähltem Holz gebauter Instrumente, und daß sie ihre Tonschönheit erst mit den Jahren erlangten. Ich glaube nicht, daß der Spieler der Instrumente einen so wesentlichen Einfluß ausübt; ich habe zum Beispiel vor Jahren eine echte Stradivari gesehen, die im Schlosse eines ungarischen Magnaten wohl unberührt gelegen hatte. Sie wurde geöffnet, mit neuem Balken, Steg und Stimme versehen und war zwar nicht vom ersten Range, hatte jedoch ganz den Ton einer alten, abgespielten Geige. Übrigens darf man nicht annehmen, daß alle italienischen Geigen, nicht einmal solche von den berühmtesten Meistern auf derselben Höhe stehn, schwankt doch ihr Preis von 1500 bis 40000 Mark. Auch erlaubten sich die alten Meister, sogar Amati und Stradivari, zu den verschiedenen Zeiten ihres Schaffens kleine Abweichungen im Format, in der Dicke und in der Wölbung der Decke, obwohl die Meister der einzelnen Schulen gewisse Eigentümlichkeiten in der Bauart aufrecht erhielten. Da man früher mehr auf leichte Ansprache und lieblichen Ton gab, wurden die Instrumente von Amati vorgezogen und waren auch teurer als die von Stradivari und Quarneri, die jetzt wieder im Werte sehr gestiegen sind, da sie einen mächtigern Ton haben und sich zum Solospiel mehr eignen.\*)

Gegenwärtig haben wir in verschiedenen Städten sehr gute Geigenbauer, die natürlich die altbewährten Formen treu festhalten müssen, dann aber bei Verwendung guten Holzes fast ausnahmslos die Klangfarbe und die sonstigen Eigenschaften des Instruments wenigstens annähernd erreichen können, das sie sich zum Vorbilde nahmen. Auf welche Kleinigkeiten es dabei ankommt, ist fast unglaublich. So gibt zum Beispiel eine Erhöhung oder Erniedrigung der aus Ahornholz her-

\*) Zu bemerken dürfte übrigens sein, daß die Amatigeigen hundert Jahre älter sind als die genannten, demnach schon im Rückgang begriffen sind.

gestellten Zargen, eine Verbreiterung der Brust, eine Änderung der Wölbung oder der Dicke der Decke um  $\frac{1}{4}$  bis 1 Millimeter sowie eine Verbreiterung oder veränderte Lage der F-Bücher dem Instrument schon ganz andre Eigenschaften. Daß übrigens auch die jetzt gebauten Geigen (ich scheidet natürlich die fabrikmäßig gebauten billigen Instrumente aus) nicht so sehr zurückstehn, beweist schon der Umstand, daß sich manche namhafte Musiker mit Vorliebe den neuen Instrumenten zuwenden; ich erinnere nur an unsern frühern Konzertmeister am Gewandhause Schradick, der sogar zum Konzertspiel häufig neue Geigen benutzte, ferner, daß die Geiger im großen Konzerthause jetzt zum großen Teil neue Instrumente spielen, während der noch unvergeßliche David immer darauf achtete, daß die Geiger ihre eignen besten Instrumente mitbrachten.

Der Gedanke, daß die Geigen durch fleißiges Spielen einen bessern Ton erlangten, ist nicht neu, jedoch mit Vorbehalt aufzunehmen. In dieser Beziehung hat vor etwa fünfzig Jahren Villaume in Paris großartige Versuche gemacht, indem er durch einen Motor Geigen in reiner aber wechselnder Stimmung monatelang anspielen ließ, ohne jedoch wesentliche Vorteile damit zu erreichen, und infolgedessen von seinen Experimenten Abstand nahm. Dagegen gibt es verschiedene einfache Mittel, den Ton neuer Instrumente zu verbessern, zum Beispiel Verwendung eines Steges von weicherm Ahornholze, Versetzen der „Stimme,“ dünnere Besaitung, kurz alles Mittel, die die Spannungsverhältnisse und die Resonanzfähigkeit des Holzes herabsetzen. Das letzte kann man durch ein einfaches Experiment beweisen, wodurch man die Sprödigkeit und Rauheit des Tones neuer Instrumente wesentlich verbessern kann, indem man unter die zwei Füßchen des Steges je zwei bis drei Streifen von wenig geleimtem Papier, zum Beispiel Zeitungspapier, legt, jedoch so, daß an keiner Stelle eine direkte Berührung der Stegfüße mit der Decke stattfindet.

Das Fichtenholz, noch mehr aber das Ahornholz enthalten gewisse Mengen Kalk- und Kaltsalze (Pottasche), von denen jene gewiß für die Tonbildung ohne Belang sind, diese dagegen einen entschieden nachteiligen Einfluß haben müssen, da sie im hohen Grade hygroskopisch sind und demnach bei feuchter Luft andre Spannungsverhältnisse herbeiführen. Diese Stoffe können vor der Zusammensetzung der einzelnen Teile durch ein einfaches Verfahren, das die Holzfasern nicht im geringsten angreift, ausgezogen werden.\*) Alle sonstigen chemisch stärker einwirkenden Manipulationen sind zu verwerfen, das einzige, von dem man vielleicht Erfolg erwarten könnte, das jedoch noch nicht genügend durchprobiert worden ist, dürfte die längere Einwirkung von stark ozonhaltiger Luft auf das Holz der Decke sein.

Auf jeden Fall muß man daran festhalten, daß es physikalische und chemische Vorgänge sind, die es mit sich bringen, daß sich der Ton der Geigen mit der Zeit zu höherer Klangschönheit entwickeln kann. Die Physik hat Mittel, den Ton jedes Instruments auf seine Qualität zu prüfen. So findet man bei jedem einzelnen Ton der Geige noch andre mitklingende Töne, zum Beispiel die Oktave, die Quinte und die Terz in der nächsten Oktave, die dem Ton des Instruments den eignen Charakter geben. Außer diesen „harmonischen Obertönen“ finden sich aber noch andre mit sehr hohen Schwingungszahlen, die in die Harmonie nicht passen, die sogenannten „unharmonischen Obertöne.“ Diese sind es, die bei neuen Instrumenten vorherrschen und das Rauhe, Kräftige des Tones verursachen, bei alten dagegen sehr zurücktreten. Das ist so zu erklären, daß diese außerordentlich hohen Töne von dem frischen, also am elastischsten und resonanzfähigsten Holze leicht aufgenommen werden können, dagegen dann, wenn die Elastizität in einem gewissen Grade abgenommen hat, nicht mehr zur Geltung kommen. Wie jeder organische Körper, so ist auch das Holz in einer fortwährenden, wenn auch sehr langsamen chemischen Umwandlung begriffen, die nach hundert bis zweihundert Jahren einen Zustand

\*) Ich bin gern bereit, sich dafür Interessierende mit dem Verfahren bekannt zu machen.

erzeugt, wo bei den Instrumenten die höchste Schönheit des Tones eintritt. Später verliert das Holz seine Elastizität mehr und mehr, es wird morsch, der Ton geht zurück, und die Instrumente nahen sich ihrem Verfall, während später gebaute Instrumente berufen sind, ihren Platz wieder auszufüllen.

Leipzig

G. Naon3

Dichterdenkmäler und Dichterbiographen. Schon oft ist mir bei der Betrachtung der immer noch so grassierenden allegorischen Gestalten am Sockel von Dichterdenkmälern der Gedanke gekommen, warum man nicht etwas Sinn- und Lebensvolleres an deren Stelle setze. Neuerdings hat man dadurch mit jenem konventionellen Brauche zu brechen gesucht, daß man Figuren aus den bedeutendsten und bekanntesten Werken des Dichters am Sockel anbringt, zum Beispiel am Richard-Wagnerdenkmal in Berlin, oder doch die Allegorie in Beziehung setzt zu den Werken, wie am Beethovendenkmal in Wien mit seiner lieblichen Verkörperung der neun Symphonien oder am Bismarckdenkmal in Leipzig mit der prächtigen Figur des Schmiedes vor dem Sockel. Der Zweck dieser Zeilen soll jedoch sein, einen andern Gedanken anzuregen, der meines Wissens noch nicht ausgesprochen worden ist, aber vielleicht doch einige Beachtung verdient. Wie wäre es, wenn man versuchte, am Fuße von Dichterdenkmälern die Gestalten, Büsten oder Medaillons der Männer anzubringen, die es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, des Dichters Lebenswerk und Lebensgang entwickelnd darzustellen, nämlich seine Biographen? Haben sie nicht zu allererst ein Recht darauf, sie, die das Verständnis des Dichters und die Liebe zu ihm in die weitem und tiefem Kreise des Volkes getragen haben, die gleichsam die Vermittler sind zwischen Dichter und Publikum, die zur Verbreitung seiner Ideen, zur Wiedererweckung und zur Erneuerung seines Wesens durch ihr Werk beigetragen haben? Sollen sie nicht auch ihr bescheidnes Teil haben, sie, die des Dichters Bild lebendig erhalten helfen im Bewußtsein der Nachwelt? Natürlich dürften nur solche Männer dieser Ehre gewürdigt werden, die wirklich den Dichter, den sie schildern, in sich aufgenommen und künstlerisch dargestellt haben, die also eine Art Geistesverwandtschaft — Kongenialität, wie es jetzt heißt — mit ihrem Helden verbindet. Es würde also um ein neues Goethedenkmal nicht etwa der ganze Chor der Goethephilologen von Eckermann bis Richard M. Meyer aufmarschieren, sondern nur die Auserwählten daran Platz finden dürfen, die seinen Geist sozusagen gebannt und im großen in sich aufgebaut haben, auf die selbst ein Abglanz von des Dichters Stirn fällt, die selbst kleine Fürsten sind im Reiche des Geistes, also etwa die Büsten von Herman Grimm und Viktor Hehn. Nach diesem Grundsatz müßte dann auch bei den Denkmälern unsrer übrigen Dichtersfürsten verfahren werden, wobei freilich die Auswahl nicht leicht ist. Auch darf ja die Idee nicht pedantisch durchgeführt werden, was auch gar nicht immer möglich ist, zum Beispiel für Schiller, der noch keinen überragenden Interpreten seines Wesens gefunden hat. Auch scheint sich für ihn wegen seiner größern Popularität eine bildliche Darstellung von Gruppen und Figuren aus den berühmtesten seiner Dramen besser zu eignen — wir wünschten uns wohl ein solches Schillerdenkmal wie das Grillparzers in Wien! Der gemachte Vorschlag soll nur dazu dienen, das langweilige Einerlei unsrer Denkmäler zu durchbrechen, den Sockelgestalten mehr Bedeutung zu verleihen und das Andenken der um den Dichter verdienten Männer zu ehren.

K. D.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig